

Bericht zum 20. Treffen des AK Naturgefahren/Naturrisiken der DGfG in Leipzig
(Helmholtzzentrum für Umweltforschung GmbH – UFZ).

Thema: Is Resilience planbar?

Das AK-Treffen hatte die Frage zum Thema „Ist Resilienz planbar?“ und griff damit ein Begriff auf, der in jüngerer Zeit nicht nur in der Naturgefahrenforschung, sondern generell in den Planungs- und Sozialwissenschaften an Bedeutung gewinnt. Am Treffen nahmen knapp 30 internationale Teilnehmer aus der Geographie, Soziologie, Ökologie, Ökonomie und den Planungswissenschaften teil.

In ihrem Vortrag „Resilience Injections in Planning and Urban Design“ gab Angela Colucci (Politecnico di Milano) einen ersten Überblick über die verschiedenen Zugänge zum Thema „Resilienz“. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Ökologie und wurde vor allem in der Forschung zu sozial-ökologischen Systemen weiterentwickelt. Anhand verschiedener Fallstudien rekonstruierte sie, wie verschieden und auch widersprüchlich der Begriff dabei verwendet wird. In ihrem Fazit entwickelt sie die Hypothese, dass das Konzept vor allem einen wichtigen Beitrag zu Entwicklung von Leitbildern und Visionen auf der lokalen/regionalen Ebene leisten könne. Diese These untersetzt sie anhand eines empirischen Fallbeispiels, einer Gemeinde in der Lombardei.

Gerard Hutter (IÖR, Dresden) ging in seinem Vortrag „*Planning and Resilience in Urban Development – Resilience as Contrast in Planning Research for Dealing with Natural Hazards?*“ auf ein Verständnis von Resilienz ein, wie es in der Organisations- und Managementforschung vertreten wird. Zentral in seinem Vortrag ist die Gegenüberstellung von Planung/Antizipation und Resilienz (Wildawsky). Während eine Antizipationsstrategie vor allem auf (vermeintlich) sicheres Wissen und ein relativ klar definiertes Handlungsrepertoire setzt, setzt eine Resilienzstrategie den Schwerpunkt auf den Umgang mit Unsicherheiten und versucht ein Umfeld zu schaffen, das flexibel auf unvorhergesehene Veränderungen reagieren kann. In einem nächsten Schritt arbeitete er die möglichen Konsequenzen für die (räumliche) Planung heraus, so wie eine Resilienzstrategie ernst genommen würde und kommt zu einem ambivalenten Schluss: Resilienz könne durchaus einen wertvollen Beitrag leisten um mit Naturgefahren umzugehen; gleichzeitig bedürfe dies aber einer Um- bzw. Neudefinition vieler etablierter Konzepte (z.B. Planung, Strategie) und einer Fehlerorientierung (und nicht Erfolgsorientierung) der Planung, was—letztendlich—nichts weniger als einen kulturellen Wandel bedeuten würde.

Danach ging Birte Frommer (TU Darmstadt) der Frage nach: „*Die resiliente Gesellschaft im Klimawandel: Utopie oder erreichbares Ziel?*“. Ausgehend vom Resilienzverständnis der sozial-ökologischen Forschung (Berkes) und basierend auf drei Fallbeispielen (Bertechsgadener Land, Region Starkenburg und die Unterweserregion) zeigte sie auf, welche Anpassungshemmnisse in Bezug auf die Folgen des Klimawandels auszumachen sind. Diese reichen von fehlender Problemwahrnehmung und fehlender Verständlichkeit von Informationen bis hin zu mangelnder Wahrnehmung eigener Betroffenheit bzw. ungenügendem Vollzug. In ihrem Fazit versucht sie Wege aufzuzeigen, die einen Beitrag zum Umgang mit den Anpassungshemmnissen leisten können.

Zum Abschluss des ersten Tages sprang Martin Voss (Uni Kiel) dankenswerterweise kurzfristig ein und stellte in seinem Vortrag „*An Integrative Framework for Vulnerability Assessment – On the Way to a Third Wave of Vulnerability Science?*“ die Frage wer eigentlich die Legitimation habe, die Verwundbarkeit von Personen zu bestimmen oder gar zu messen.

Dies sei eben die entscheidende Frage der „dritten Welle“ (Collins und Evans) von Verwundbarkeitsstudien. Nach einer „ersten Welle“ von Studien, die vor allem naturalistischen Ontologien folgen und einer „zweiten Welle“, die durch Interdisziplinarität definiert sei, plädiert Voss für die Notwendigkeit einer „dritten Welle“, die versuche komplexe Dynamiken ernst zunehmen und die sich kulturelle Unterschiede bewusst sei und diese auch in ihrem Forschungsdesign (Transdisziplinarität) abbilde.

Den Auftakt am zweiten Tag des Treffens übernahm Dagmar Haase (UFZ, Leipzig). In ihrem Vortrag „*Sustainable Floodplain Management: System Resilience and Adaptive Capacity*“ berichtete sie von Ergebnissen eines stakeholderorientierten Modellierungsansatzes im Tisza-Einzugsgebiet. Ihr Beitrag zeigt, dass solch partizipative Modellierungsversuche mit Lernprozessen auf beiden Seiten (Wissenschaft und Praxis) verbunden sein können und das verschiedene Verwundbarkeit aber auch Ansätze zu Anpassung in Bezug auf Hochwasser, Dürren und Armut identifiziert werden konnten. Die Frage allerdings, ob diese Lernprozesse tatsächlich schon auf die Resilienz des Systems hinweisen könnten bzw. ob das Konzept der Resilienz in diesem Zusammenhang überhaupt hilfreich ist, diskutierte sie kritisch.

Im Anschluss daran stellte Daniel Lorenz (Uni Kiel) die Möglichkeiten des Resilienzkonzeptes für einen inter- und transdisziplinären Dialog heraus („*Der Resilienzansatz in der Soziologie als Beitrag für einen inter- und transdisziplinären Dialog*“). Ausgehend von Zugängen der Ökologie (Holling) bzw. der Ingenieurwissenschaften (Pimm) systematisierte er Charakteristika eines sozialwissenschaftlichen Resilienzverständnisses und hebt, ähnlich wie Hutter, auf die Unterscheidung von Resilienz und Antizipation ab. Schließlich entwickelte er und untersetzte der institutionelle, soziale und ökonomische Dimension von Resilienz.

Christian Kuhlicke (UFZ, Leipzig) unternahm in seinem Vortrag „*Der Mythos Resilienz*“ den Versuch, das Resilienzkonzept empirisch zu untersetzen. Unter Bezug auf den ursprünglich konstruktivistischen Resilienzbezug von Holling, näherte er sich dem Sommerhochwasser von 2002. Dabei zeigte er auf, wie eine Organisationseinheit ihr Tun und Handeln während und kurz nach dem Hochwasser durch eine Argumentationsstrategie legitimierten, die dem der Resilienz gleicht. Sie erklärt ihr Handeln durch die Fähigkeit, sich einer rapide wandelnden und sehr dynamischen Umwelt anpassen zu können. Er kommt zu dem Schluss, dass diese Einheit innerhalb der Organisation eine eigene und gegenüber dem Zeitraum vor dem Hochwasser, gefestigtere Position definieren konnte.